

Nastassja Martin



Aus dem Französischen
von Claudia Kalscheuer

NASTASSJA MARTIN

**AN DAS
WILDE
GLAUBEN**

Aus dem Französischen von
Claudia Kalscheuer



Matthes & Seitz Berlin

*An alle Wesen der Metamorphose,
hier wie dort.*

**»Ich war bereits einmal Knabe, Mädchen,
Pflanze,
Vogel und flutentauchender, stummer Fisch.«**

Empedokles, *Über die Natur*, Fragment 117

Inhalt

Herbst

Winter

Frühling

Sommer

Anmerkungen

Zitierte Literatur

HERBST

Der Bär ist seit ein paar Stunden weg, und seitdem warte ich, ich warte darauf, dass der Nebel sich auflöst. Die Steppe ist rot, die Hände sind rot, das geschwollene, zerrissene Gesicht gleicht sich nicht mehr. Wie in den Zeiten des Mythos herrscht die Ununterschiedenheit, ich bin diese undeutliche Form, deren Züge in den offenen Breschen des mit Blut und Sekreten verschmierten Gesichts verschwunden sind - es ist eine Geburt, da es ganz offensichtlich kein Tod ist. Um mich herum liegen blutverklebte braune Fellbüschel über den Boden verstreut und erinnern an den Kampf. Seit acht Stunden, vielleicht auch länger, hoffe ich, dass der Hubschrauber der russischen Armee den Nebel durchdringen wird, um mich abzuholen. Nach der Flucht des Bären habe ich mein Bein mit dem Riemen meines Rucksacks abgebunden, und als Nikolai zu mir gestoßen ist, hat er mir geholfen, mein Gesicht zu verbinden, er hat unsere kostbaren *Spirt*-Reserven über meinen Kopf ausgeleert und sie sind mir mit den Tränen und dem Blut über die Wangen gelaufen. Dann hat er mich alleingelassen, er hat mein kleines Feld-Alcatel mitgenommen, um von einem hohen Felsen aus den Rettungsdienst anzurufen, wobei er bestimmt an das unsichere Netz, das uralte Telefon, die fernen Antennen dachte, ob das alles funktionieren würde, denn wir sind von Vulkanen umringt, die noch vor Kurzem für unsere Freiheit standen und jetzt von unserer Gefangenschaft künden.

Mir ist kalt. Ich taste nach meinem Schlafsack, wickle mich darin ein, so gut es geht. Mein Geist wandert zu dem Bären, kehrt hierher zurück, kreist, stellt Verbindungen her, analysiert und zergliedert, schmiedet Überlebenspläne. In meinem Kopf müssen die Synapsen Sturm laufen, schneller denn je Informationen senden und empfangen, im lodernden, blitzartigen, verselbstständigten und unregierbaren Tempo des Traums, dabei ist nie irgendetwas realer oder gegenwärtiger gewesen. Alle Geräusche, die ich höre, sind verstärkt, ich höre wie das Raubtier, ich bin das Raubtier. Ich frage mich einen Moment lang, ob der Bär zurückkommen wird, um mich vollends zu töten, oder damit ich ihn töte, oder damit wir in einer letzten Umklammerung beide zusammen sterben. Aber ich weiß bereits, ich spüre, dass das nicht passieren wird, dass er schon weit weg ist, dass er durch die Hochsteppe wankt, dass auf seinem Pelz Blut perlt. Indem er sich entfernt und ich in mich einkehre, bemächtigen wir uns wieder unserer selbst. Er ohne mich, ich ohne ihn, wir müssen trotz dem, was wir im Körper des anderen verloren haben, überleben; weiterleben mit dem, was in unserem Körper hinterlassen worden ist.

Ich höre ihn lange, bevor er in Sicht kommt. Für Nikolai und Lanna, die wieder bei mir sind, ist er unhörbar, er kommt, sage ich, aber nein, da ist nichts, antworten sie, nur wir in der endlosen Weite und dem Auf und Ab des Nebels. Doch ein paar Minuten später landet ein aus Sowjetzeiten stammendes, oranges Metallungeheuer, um uns diesem Ort zu entreißen.



Es ist Nacht in Kljutschi, tiefe konkrete Nacht. *Kljutschi*. Das »Schlüsseldorf«. Das Übungszentrum, der geheime Stützpunkt der russischen Armee in der Region Kamtschatka. Ich sollte eigentlich nicht wissen, dass dieses arme Stück Land das Ziel der Raketen ist, die jede Woche von Moskau aus abgeschossen werden, um ihre Reichweite zu testen und im Kriegsfall über die Meerenge hinweg den amerikanischen Kontinent zu treffen; ich sollte auch nicht wissen, dass alle Ureinwohner der Gegend, die paar Ewenen, Korjaken, Itelmenen, die noch übrig sind, hierher eingezogen werden, denn ohne Rentiere und ohne Wälder wird die Absurdität zur Norm, sodass sie schließlich für ihre Unterdrücker kämpfen. Aber ich weiß es von Anfang an, ich weiß es, weil es mein Beruf ist, diese Dinge zu wissen. Die Ewenen, deren Alltag im Wald ich seit mehreren Monaten teile, haben mir von den Bomben erzählt, die abends in der Nähe der Schlafbaracken explodieren. Sie haben über meine Fragen gelacht, mich forschend angeschaut, sie haben mich oft eine Spionin genannt, mal freundlich, mal böse, mal ironisch, sie haben mich in alle Rollen gesteckt, aber sie haben mir immer alles gesagt. Das Dorf, der Alkohol, die Prügeleien, der Wald, der immer weiter in die Ferne rückt, und mit ihm die Muttersprache, die man allmählich vergisst, die Arbeit, an der es fehlt, das Vaterland, das rettet; das ihnen im Tausch das Lager von Kljutschi bietet.

Ironie des Schicksals. Die Erste-Hilfe-Station befindet sich im Schlüsseldorf, hier sind wir gelandet, hinter dem Stacheldraht und den Zäunen, hinter den Wachtürmen, mitten in der Höhle des Löwen. Ich, die ich mir ins Fäustchen lachte, weil ich all die verbotenen Dinge über diesen geheimen Ort wusste, finde mich im Herzen der medizinischen Einrichtung für die Soldaten und

Verwundeten des Quasi-Krieges wieder, der hier im Gange ist.

Es ist eine alte Frau, die meine Wunden verschließt. Ich sehe sie unendlich sorgfältig mit Nadel und Faden hantieren. Ich bin jenseits aller Schmerzen, ich spüre nichts mehr, aber ich bin immer noch bei Bewusstsein, nicht das Geringste entgeht mir, meine Sinne sind über das Menschliche hinaus geschärft, ich bin von meinem Körper losgelöst und bewohne ihn zugleich noch. *Wsjo budet choroscho*, alles wird gut. Ihre Stimme, ihre Hände, nichts sonst. Ich sehe meine langen Haare in blonden und roten Büscheln zu Boden fallen, sie schneidet sie nach und nach ab, um die Wunden auf meinem Schädel zu nähen, der wie durch ein Wunder nicht gespalten ist, ich kämpfe, um einen Lichtschimmer zu erkennen, aber es ist nicht viel zu machen, die tiefe Nacht ist undurchsichtig, schmerzvoll, endlos, da kommt man nicht so einfach heraus. Und da sehe ich ihn plötzlich. Der fette, schwitzende Mann, der gerade hereingekommen ist, streckt sein Telefon in meine Richtung, er fotografiert mich, er will den Moment verewigen. Das Grauen hat also tatsächlich ein Gesicht, es ist nicht meines, sondern seines. Ich koche vor Wut. Ich will mich auf ihn stürzen, ihm den Bauch aufreißen, seine Eingeweide packen und ihn mit seinem verfluchten Telefon in der Hand zwingen, das schönste Selfie seines entweichenden Lebens zu schießen, aber ich kann nicht. Ich kann ihn nur anknurren, er solle auf hören, und ungeschickt mein Gesicht verbergen, ich bin erschlagen, gebrochen. Die alte Frau versteht, schiebt ihn hinaus und schließt die Tür, die Leute, sagt sie, Sie wissen ja, wie sie sind.

Der Rest der Nacht geht so weiter, mit ihr, die näht, säubert, schneidet und wieder näht, ich verliere das Zeitgefühl, sie fließt dahin, wir treiben beide auf einer dunklen, nach Alkohol riechenden See dahin, getragen vom Auf und Ab der Wellen. Gegen Mitte des folgenden Tages werde ich abgeholt, der Hubschrauber ist da, man verlegt mich nach Petropawlowsk. Eine Art russischer Feuerwehrmann taucht auf, groß, lächelnd, rot gekleidet, beruhigend. Er bietet mir einen Rollstuhl an, ich lehne ab, stehe auf, stütze mich auf seine Schulter, um die Treppe hinunterzugehen, weiß grau weiß grau, durch die Tür, hinaus auf den Beton. Dort ist ein Pulk von Leuten zusammengelaufen, um das Schauspiel zu bewundern, sie lauern mir mit ihren Telefonen auf, mit meiner freien Hand verberge ich wieder mein Gesicht, schütze mich vor den Blitzlichtern, und von meinem Retter gestützt tauche ich zum zweiten Mal in den Bauch des Hubschraubers ein.



Während des Flugs dämmere ich dahin, ich erinnere mich, dass mir kalt ist, dass mir Blut die Kehle hinunterläuft und das Atmen erschwert. Nach der Landung zwingen mich die Ärzte, mich auf eine Trage zu legen, auf den Rücken. Ich sage ihnen, das geht nicht, ich kann so nicht atmen, aber sie versteifen sich darauf, sie halten mich zu mehreren fest, es kommt mir vor, als wäre die ganze Station versammelt, ich bekomme keine Luft. Es wird geschrien, gezetert, ich spüre einen Einstich in meinen ruhiggestellten Arm, dann hört plötzlich alles auf, die Lichter tanzen, ich verliere zum ersten Mal seit dem Bären das Bewusstsein, nichts mehr, überhaupt nichts mehr, Leere, Stille, kein Traum.

Als ich wieder aufwache, bin ich vollkommen nackt, allein, am Bett festgebunden. Riemen schnüren meine Handgelenke und meine Knöchel ein. Ich prüfe meine Lage. Ich befinde mich in einem großen Saal mit abblättrender weißer Farbe an den Wänden, leere Betten stehen in einer Reihe mit meinem, es sieht aus wie eine dieser alten Erste-Hilfe-Stationen der Sowjetzeit, weit weg hallen ein paar Stimmen wider. Durch meine Nase, meine Kehle verläuft ein Schlauch; ich brauche eine ganze Weile, bis ich begreife, warum ich so merkwürdig atme und was dieses grün-weiße Plastikding an meinem Hals ist: Luftröhrenschnitt. In meinem Halbdelirium erwarte ich jeden Moment, Doktor Schiwago auftauchen zu sehen, der Rahmen würde stimmen. Aber es ist eine blonde Krankenschwester, die lächelnd hereinkommt. Du wirst es schaffen, Nastjenka, sagt sie. Hinter ihr erscheint ein großer, breitschultriger Mann, knallende Stiefel auf dem gefliesten Boden, Goldkette, Goldzähne, Golduhr. Es ist der Chefarzt, das ist unverkennbar, er hat das Sagen bezüglich der jetzigen und kommenden Operationen, meiner Zwangsjacke und alles Übrigen. Den muss ich auf meine Seite ziehen, sage ich mir auf Anhieb.

Er ist ganz sympathisch, der König des Krankenhauses mit seinem gelben Lächeln. Er beglückwünscht mich: Niemand weiß, wie es sein kann, dass du am Leben bist, aber du bist es, bravo. *Molodjez*. Du bist eine sehr starke Frau, fügt er hinzu. Ich antworte ihm, ich möchte nur, dass man mich losbindet. Nein, nein, das ist nicht möglich, du bleibst so, um dich vor dir selbst zu schützen. Aha. Die nächsten beiden Tage sind eine Qual. Der Schlauch in meinem Hals tut mir entsetzlich weh und die lächelnde Krankenschwester des ersten Tages ist verschwunden, es ist eine andere, sehr junge, zu junge, die sich um mich kümmert. Die Oberschwester beaufsichtigt sie von Weitem,

man muss ja lernen ... Die Anfängerin wird zu meinem schlimmsten Alptraum. Und es wird zur Zwangsvorstellung, ich kann an nichts anderes mehr denken: Wie kann ich meine Fesseln loswerden. Ich klügele aberwitzige Methoden aus, sobald meine Wärterinnen aus der Tür sind. Zweimal schaffe ich es, mich zu befreien, ich reiße den Schlauch heraus, der einen schwarzbraunen Brei in meinen Magen leitet, ich erinnere mich an diese Farbe. Es ist Zeit zu füttern, höre ich es gegen Ende des Tages durch die Flure rufen. Hast du gefüttert?, fragt die Oberschwester die Schülerin. »Gefüttert«, so sagen sie. *Kormit*. Ich sehe meinen alten Freund Ilo in Manatsch vor mir, wie er aus der Jurte heraus seinem Neffen Nikita zuruft: Hast du die Hunde gefüttert? Geh füttern! *Idi kormit!* Ich kann seitdem dieses Wort nicht mehr hören, ohne dass sich tief in meinem Bauch alles zusammenkrampft. Ich erinnere mich ganz deutlich an die gemeinen schwarzen Augen des gerade erst der Kindheit entwachsenen jungen Mädchens, die mich böse anschauen; ich sehe sie die Nahrung mit einem Ruck in den Schlauch spritzen, sie will mich bestrafen und sie rächt sich, für meine Existenz, für ihr eigenes elendes Leben, was weiß ich, für alles, was ihr nicht gehorcht, alles, was sich ihr widersetzt, sie zeigt mir, dass endlich einmal sie die Macht hat.

Wenn der Brei mit einem Schlag in meinem Magen landet, heule ich vor Schmerz auf. Die Tränen laufen mir über die Wangen, ich bin noch nie so ohnmächtig gewesen, Männern, Frauen und sogar Rotzgören ausgeliefert, entblößt, festgebunden, gestopft wie eine Gans, an der Grenze des Menschlichen, am äußersten Rand dessen, glaube ich, was man ertragen kann. Von meinen Schreien aufgeschreckt kommt die Oberschwester in den Saal gelaufen, tritt an mein Bett und staucht die Jüngere